

WORT AUF DEM WEGE

Bei Zeiten – vom Nutzen des Augenblicks

Die Zeitsignatur des Daseins bei Kohelet

Alles ist vergänglich, alles ist flüchtig, alles ist nichtig, alles ist Nichts! Dies sind einige der populärsten Übersetzungen für den Mottospruch *des Philosophen* der Bibel, dem Prediger Kohelet. Mit dem Ausspruch „Windhauch, Windhauch, das alles ist Windhauch“, der seine Überlegungen in 1,2 und 12,8 einrahmt und der allzu lange pessimistisch missverstanden wurde, wird eine Tendenz zum Nichts ausgedrückt, die allem Sein zukommt. Die Vergänglichkeit alles Irdischen wird darin wachgehalten, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Kein anderer in der Bibel reflektiert so tiefgehend über die Zeit wie Kohelet, dessen poetische Überlegungen sogar in den Siebzigern Eingang in einen Pop-Song der *Byrds* gefunden haben. Das von *Pete Seeger* schon 1954 vertonte Zeitgedicht des Kohelet (Koh 3,1-8) kam zuletzt in dem Film *Forrest Gump* zu neuen Ehren. Es beginnt mit den Zeilen:

To everything – turn, turn, turn
There is a season – turn, turn, turn
And a time for every purpose under heaven

Danach folgen die Einzelzeilen, die jeweils Zeitpunkte mit gegensätzlichen Handlungen belegen: Eine Zeit zu lieben, eine Zeit zu hassen... Der mottoartige Chorus „turn, turn,

turn“ macht deutlich, dass der Texter nicht einfach ein biblisches Gedicht in einen Pop-Song überführt hat, sondern sich mit Kohelet weiterführend auseinandergesetzt hat. Denn mit der Wiederkehr des Immergleichen, dem Sich-Drehen, greift Seeger das Kosmosgedicht vom Anfang des Koheletbuches (Koh 1,4–11) auf, wo es heißt: „Eine Generation geht, die andere kommt. Die Erde besteht in Ewigkeit. Die Sonne geht auf, und die Sonne geht unter, nach Luft schnappend kehrt sie an den Ort des Aufgangs zurück. Er weht nach Süden und dreht sich nach Norden, dreht, dreht, weht der Wind und wegen seines Drehens kehrt der Wind zurück“. Wird in dem Anfangsgedicht ein Raum der Unveränderbarkeit beschrieben und durch das positiv gemeinte „Nichts Neues unter der Sonne“ die Stabilität und Ordnung des Kosmos als Grundlage entfaltet, so beschreibt das Zeitgedicht das Eingebundensein des Menschen in die ihm selbst unverfügbare Zeit. Beide Gedichte rahmen den Gedankengang, der unter der Mottofrage von 1,3 steht: „Welchen Vorteil hat der Mensch von all seinem Besitz, für den er sich anstrengt unter der Sonne?“ (vgl. 3,9). Die Argumentation führt zu der Erkenntnis, dass der Mensch sein Glück nicht selbst schmieden kann, es ihm vielmehr als Geschenk von Gott gewährt wird (2,24–26). Dem Menschen obliegt es, den Moment zu ergreifen und das geschenkte Glück zu genießen: *carpe diem* (3,12f). Nur der gegenwärtige Augenblick kann *erlebt* und gestaltet werden. Vergangenheit kann zwar erinnert und Zukunft vorausschauend antizipiert werden, und beide werden darin in den Gegenwartszeitpunkt hineingeholt, bleiben aber zugleich der menschlichen Gestaltung entzogen.

Keine Zeit gibt's nicht: Alles hat seine Zeit (Koh 3,1)

Diesen Gedankengang unterstreicht das Zeitgedicht (Koh 3,1–8), das durch die Form parallelen Singsangs die Wiederkehr des Immergleichen aus dem Anfangsgedicht wieder aufnimmt. Durch die Form wird das Gedicht gleichsam den Zeitläufen entzogen, und es wird in einer Art meditativer Pause Raum für

greifbare Gegenwart geschaffen. Eine Kette von „Gegenwarten“ entsteht, die immer gleich zwischen einer Handlung und deren Gegenteil wechselt. Lediglich die Anordnung der positiv oder negativ konnotierten 28 Begriffe verändert sich, so dass eine übergeordnete Gliederung des Gedichtes zustande kommt. Jeweils zwei Oppositionspaare, also vier Begriffe sind zu einer Strophe zusammengeschlossen, wobei insgesamt sieben Strophen das Gedicht bilden. In der symbolisch aufgeladenen Anordnung 7*4 bringt das Gedicht Vollkommenheit und Totalität zum Ausdruck und knüpft auch darin an das Kosmosgedicht des Anfangs an. Das Zeitgedicht hebt an mit der übergreifenden Aussage: Für alles gibt es einen richtigen Zeitpunkt. Das „unter dem Himmel“ schließt an Koh 1,13 an und ruft die Frage in Erinnerung nach dem Gewinn, den der Mensch – eingebunden in die Verfügung Gottes – überhaupt eigenständig erlangen kann. Auch das hier entfaltete „alles hat seine Zeit“ ist Teil der Antwort, die die Argumentation zuvor begründet hat. Der rechte Zeitpunkt ist dem Menschen allzu oft entzogen, aber es gibt ihn. Die Oppositionspaare des Gedichtes wollen keine wählbaren Handlungsalternativen aufzeigen, was besonders in „Mord“ und „Krieg“ offenkundig ist. Ebenso wenig geht es darum, die Widersprüchlichkeit menschlichen Handelns zu unterstreichen, dass man also nicht etwas und zugleich sein Gegenteil tun kann. Vielmehr geht es Kohelet um die Unverfügbarkeit des rechten Augenblicks. Das macht die erste, in sich sehr vielschichtige Zeile „eine Zeit zum Gebären, eine Zeit zum Sterben“ deutlich. Mit der Geburt und dem Tod wird die Spanne eines Lebens umgriffen. In der entindividualisierten Form klingt der Lauf der Generationen aus dem Kosmosgedicht erneut an: „Eine Generation geht, eine Generation kommt, die Erde steht in Ewigkeit“ (1,4). Zeit, so sagt es der erste Vers, ist von Dauer umgeben, ummantelt von der Ewigkeit. Der Mensch ist in den Lauf der Zeiten eingebunden. Dabei ist dem Bewusstsein des Menschen der Zeitpunkt der eigenen Geburt ebenso unzugänglich wie derjenige des Todes, beide kann man nicht in die Gegenwart

hineinholen. Der Mensch bewegt sich zwischen diesen beiden Polen. Auch wenn man hier unwillkürlich und sicher auch zutreffend das der Verfügung entzogene „geboren werden“ dem unverfügbaren Tod entgegensetzt, spricht der Text wörtlich vom Gebären. Doch auch das macht Sinn, denn häufig wird in der Bibel der Zeitpunkt der Geburtswehen als Metapher für Plötzlichkeit verwandt. Von dem ersten Wortpaar her ist das parallele zweite „pflanzen“ und „ausreißen“ zu interpretieren. Hier ist nicht an Saat und Ernte gedacht, sondern an das planvolle Anlegen eines Gartens, für das es einen rechten Zeitpunkt gibt. Der Garten steht häufig für eine geordnete und verfügbar gemachte Welt. Er hat wie das parallel gesetzte menschliche Leben eine bestimmte zeitliche Ausdehnung, bis er wieder aufgegeben wird. Das „ausreißen“ ist damit parallel zum Sterben. Die zentrale Opposition von Leben und Tod bestimmt auch die folgenden Strophen. Was beim ersten Begriffspaar („töten“ und „heilen“) eindeutig ist, scheint beim folgenden „einreißen“ und „bauen“ aufgegeben. Doch vielleicht spielt hier neben dem Gegensatz zwischen konstruktivem und destruktivem Handeln auch die Generationenfolge hinein, denn „ein Haus bauen“ könnte in poetischer Umschreibung auch „eine Familie mit Bestand über Generationen gründen“ meinen. Die folgende Strophe mit den emotional bestimmten Handlungen „weinen“, „lachen“ „klagen“ und „tanzen/hüpfen“ lässt Trauerritten und Jahresfeste anklingen. Die Bedeutung bleibt offen; sie kann im verweilenden Nachsinnen über den rechten Zeitpunkt dieser Handlungen vom Leser gefüllt werden. Die Grundopposition von Leben und Tod wird in den folgenden Paaren aufgegeben. Das „Steine sammeln“ ist viel gedeutet worden; am ehesten überzeugt nach wie vor die sexuelle Deutung des Midrasch. Das zweite Paar, das die liebevolle Zuneigung durch die Umarmung umschreibt, deutet ebenso in diese Richtung. Die Liebe ist wie der Tod ein „flüchtig“ Ding, es gilt sie dann zu leben, wenn es an der Zeit ist. Schwerer erkennbar ist der Tenor des unverfügbaren rechten Zeitpunkts in den folgenden Paaren, die am

Ende mit dem „zerreißen“ und „zusammennähen“ und dem dazugestellten „schweigen“ und „reden“ noch einmal zur Trauer zurückkehren. Die letzten über kreuz angeordneten Begriffspaare beschreiben mit „lieben“ und „hassen“ und „Krieg“ und „Frieden“ stark emotionale Sachverhalte. So endet die Reihe mit dem als göttliche Gabe verstandenen Wohlergehen des Menschen in Friedenszeiten. Der Wechsel zwischen Positivem und Negativem und dem *cantus firmus*, das der Mensch zwischen beidem steht und keine Verfügung über den Ausschlag in die eine oder andere Richtung hat, beantwortet die Mottofrage aus 1,3 implizit negativ: Es gibt keinen Gewinn des Menschen, den er sich selbst erarbeiten könnte. Das Glück bleibt zeitgebundenes und unverfügbares Geschenk des Schöpfers.

„Und auch die Ewigkeit hat er in ihr Herz gelegt“ (Koh 3,11)

Während Gott in dem Zeitgedicht als der Geber des unverfügbaren Guten wie auch des unverfügbaren Schlechten nur im Hintergrund steht, rückt er in 3,11 in den Vordergrund. „Gott hat alles zu seiner Zeit schön gemacht. Und auch die Ewigkeit hat er in ihr Herz gelegt, doch ohne, dass der Mensch das Tun Gottes von Anfang bis Ende aufdecken könnte.“ Kohelet greift hier auf Gen 1,31 zurück und gründet seine Gedanken schöpfungstheologisch. „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“ ist – keinesfalls pessimistisch – auch ein Plädoyer für den guten, von Gott gesetzten Anfang: „alles hat Gott gut gemacht zu seiner Zeit“.

Gelegentlich ein Wolkenspalt

Das Dasein des Menschen – so der zentrale Gedanke Kohelets – ist zeitlich absolut begrenzt. Seine gegenwärtige Zeitlichkeit hebt sich mit dem Tod in die beziehungslose Ewigkeit auf. Dann ist keine Zeit mehr, da die Kategorie „Zeit“ nicht mehr greift. Das hat Kohelet in seiner ganzen Radikalität verstanden. Zugleich erkennt er, dass der Mensch ansatzhaft seine zeitliche Ausdehnung gedanklich übersteigen kann und auch das sieht er als gottgegeben an (3,11). Das Herz ist hier Verstandesorgan und gemeint ist die anfanghafte Fähigkeit, die eigene begrenzte Zeit zu übersteigen. Doch dieses Transzendieren der eigenen Begrenztheit hat feste Grenzen. Ewigkeit kommt Gott und nicht dem Menschen zu (3,14). Der Mensch überblickt nicht das Ganze, geschweige denn, dass er es aktiv verändern könnte. Ewigkeit bedeutet eben nicht nur Stabilität und Dauerhaftigkeit, sondern auch Unveränderbarkeit. Die Folge für den Menschen ist, dass von ihm die Momente, in denen sich Himmel und Erde berühren, ergriffen werden müssen. Die in 3,14 von Gott bewirkte Gottesfurcht ist nichts anderes als die bewusste Erkenntnis und Annahme des geschenkten Augenblicks – des Wolkenspaltes, der sich nicht offen halten lässt.

Christian Frevel

Dr. theol. Christian Frevel, geb. 1962 in Siegen, Professor für Biblische Theologie an der Universität zu Köln. Anschrift: Seminar für Katholische Theologie, Albertus Magnus Platz, D-50923 Köln. Veröffentlichung u.a.: Mit Blick auf das Land die Schöpfung erinnern. Zum Ende der Priester-Grundschrift (HBS 23), Freiburg/Br. 2000.